

(Nachdruck verboten.)

## Was ist Ruhm?

Roman von Max Kreyer.

6.

Herr von Rensdahl hatte seinen Besuch angekündigt und kam an einem Vormittag, als frisch gefallener Schnee auf den kahlen Ästen lag und mit seinem bleichen Widerschein prachtvolle Helle im Atelier schuf. Man hatte gehörig aufgeräumt, alles Gerümpel hinter die grüne Gardine gebracht, die den verlorensten Teil abschloß, und den Lutherstuhl auf einen kleinen, alten Teppich gestellt. Davor stand die Drehscheibe mit dem Gipsmodell der Faungruppe. Um den Gönner nicht zu verwöhnen, hatte man die angefangene „Leda“ hinten in einer großen Kiste untergebracht, die auf dem Deckel eine so schwere Last trug, daß man den Einblick scheuen mußte.

Lorenzen hatte sein Samtjackett angelegt und sah mit der mächtigen, punktierten Künstlerschleife sehr unternehmend aus; um seine Aufregung zu verbergen, rauchte er eine Zigarette nach der anderen. Auch Kempfen war endlich mit seiner Hausnechtsarbeit fertig; er hatte den Schnee vom Gartenweg gefegt, die ein wenig blind gewordenen Atelierfenster gepußt und zum Schluß noch die Lonne mit trockenen Ton- und Gipsresten hinausbefördert nach der großen Abladungsstelle für derartige Dinge, die sich hinten an der Gartenecke zwischen vermorschten Zäunen befand. Dann säuberte er sich, putzte sich die Stiefel noch einmal blank und zog den schwarzen Rock über, unter dem die stählerne Kette auf der Weste glänzte. Man hatte sich jetzt eine Uhr zugelegt, die er aber nur trug, seitdem Lorenzen vor zwei Jahren so leichtsinnig gewesen war, die feine Uhr irgendwo in einer Nacht zu lassen, ohne sein Gedächtnis daran jemals wieder auffrischen zu können.

Der Zufall wollte es, daß Grete Schlemmer, elegant aufgedonnert, gerade hereingeflüht kam, als man jede Minute den gewichtigen Mann erwarten durfte. Sie wollte fragen, wann sie wieder kommen könne, da sie sich ihre Stunden jetzt anders einteilen mußte. Nach einem kühnen Griff in die Zigarettenpackung wollte sie sich wieder davonmachen, als endlich der Ersuchte auftauchte, der, sobald er die stark nach Reseda Duftende erblickte, ihr gnädig zuwinkte, zu bleiben, mit jener Verbindlichkeit, die alte, empfängliche Herren für ein glattes Gesicht stets bereit haben. Lorenzen sah darin gewissermaßen einen besonderen Wunsch, dem er nicht widersprechen dürfe, und so raunte er ihr rasch zu, ihren losen Mund zu halten, zeigte jedoch keine Neigung, sie vorzustellen, denn das wäre ihm wie eine Beleidigung dieses vornehmen Adligen erschienen.

Im hochmodernen Pelzpaletot, den glänzenden Zylinderhut auf, den er nur leicht gelüftet hatte, die tadellos braun belederten Hände auf der silbernen Schirmkrücke gestützt, sah der von der Kälte rosig gerötete Kunst- und Lebemann behaglich im Gönnersessel, ungefähr wie ein gefürchteter Zeus, der in jedem Augenblicke seine vernichtenden Blitze auf die schweigende Umgebung schleudern kann.

„Hören Sie, das ist gut, das gefällt mir, ja eh, einfach prächtig,“ meckerte er endlich los, nachdem man ein Weilschen nur die Zeichen seiner Erkältung vernommen hatte.

Lorenzen geriet in Bewegung und kam mit einer überflüssigen Erläuterung, wobei er mit der Nymphe anfang, die ihm in der Bewegung vortrefflich gelungen war, und von der er annahm, daß sie die schwache Seite dieses Noblen am meisten befriedigen werde. Herr von Rensdahl aber winkte gewissermaßen ab, indem er mit seiner Kehlkopfstimme rasch dazwischen fuhr: „Auch gut, auch gut, mein Sohn, gewiß.. aber dieser Faun, das ist ja ein Brachtkerl, ja eh. Meisterhaft, wirklich meisterhaft! Ich will Ihnen da keine Elogen sagen. Gratuliere dazu, gratuliere. Vollendet, vollendet! Mann, Sie können etwas.“

Lorenzen, der neben ihm stand, schwieg sich plötzlich aus. Dieses einseitig-überschwengliche Lob kam ihm so unerhofft, daß ihm der Aerger ins Gesicht stieg, denn Grete war dabei, die die Arbeitsteilung kannte. Sein Blick ging auch auf Kempfen,

der sich abseits gedrückt hatte, nun aber sofort, eine Dummheit befürchtend, ihm heimlich ein Zeichen gab, nicht aus der Rolle zu fallen. Und Lorenzen der an die gemeinsame Klasse dachte, war rasch wieder gefestigt und heimste nun die Anerkennung mit großer Pomadigkeit ein.

Gott sei Dank, daß die Nymphe endlich auch etwas abbekam! Es wäre ja auch noch schöner gewesen, wenn diese geschmeidige Hese mit den vollen Formen und mit dem betörenden Lächeln nicht die Aschefunken in dem alten Krater auslösen gemacht hätte! Schließlich jedoch blieb es immer dasselbe Lied: der Faun, der Faun! Es war gerade, als hätte Rensdahl sich in diese Glogäuglein verliebt wie jemand, der aus Eitelkeit fertwährend sein Spiegelbild betrachtet. Zum Schluß stand es bei ihm fest, daß dieser verlangende Grasteufel weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden müsse.

„Hören Sie, mein Sohn, hören Sie, ja eh, das müssen wir ausstellen. Der Kerl wird typisch,“ überschlug sich seine Stimme wieder beim Betrachten des fastigen Butzchen. „Man los damit, wenn's soweit ist. In Marmor, in Marmor! Das kommt ins Vestibül, zu schade für den Garten.“

Er erhob sich und ging um das Modell herum, trotzdem ihm Lorenzen durch das Drehen der Scheibe alles bequem gemacht hatte. Während er dann im Atelier herumtrottete und neugierig die Nase nach rechts und links steckte, ohne viel zu sehen, wandte er sich plötzlich an Kempfen: „Was machen Sie denn eigentlich hier, mein Vester? Auch schon was geleistet, eh? Pardon, wenn ich...“

Grete Schlemmer fand diese Frage so komisch, daß sie mit ihrem unschönen Lachen hervorplakete, sich dann aber sofort den Mund zuhielt. Lorenzen legte sich ins Mittel, indem er Kempfen gehörig herauszustreichen begann. Sein Freund schlage eine ganze andere Richtung in der Kunst ein, denn er lehne sich mehr an die Antike an. Hier der Löwenkämpfer, dort der sterbende Goliath. . . . Schon die Skizzen zeigten die ganze Kraft; die Welt werde darüber staunen.

Geschäftig holte er das Ton- und Gipsgewirr von dem Wandbrett herunter, drehte die rohen Entwürfe vor den Augen des Gönners und stellte sie dann auf die Modellierbühde, um sie in das beste Licht zu rücken. Und er vertiefte sich in die Einzelheiten mit einer Begeisterung, als handelte es sich um sein eigenes Werk, denn er fühlte den inneren Drang, etwas gut machen zu müssen, das er vorher versäumt habe, gezwungen durch die äußeren Gründe.

„Sehr schön, sehr schön,“ warf Rensdahl ein wie jemand, der eine Verbindlichkeit zu erfüllen hat. „Zawoll, ich seh das alles. Aber sagen Sie mal — wer kämpft denn heut noch mit Löwen? Das ist doch undenkbar, ja eh. Alles schon dagewesen, mein Sohn. . . . Pardon, Pardon, Verehrter, ich wollte Ihnen nicht zu nahe treten,“ unterbrach er sich, mit einem leichten Kopfneigen zu Kempfen gewendet, der etwas in seinen Bart hineinmurmelte, was man nicht verstand. Herr von Rensdahl war entschieden zerstreut geworden. Fortwährend hatte er Grete Schlemmer beäugelt, die allmählich mit häuslicher Sicherheit näher getreten war. „Aber schönes Kind, Sie sind doch . . . gewiß, man sieht es. Die Ähnlichkeit ist unverkennbar.“

Sie zeigte ihr Sirenenlächeln, machte etwas wie einen Knicks und zog mit geheuchelter Verschämtheit an den beiden Enden ihrer langen Pelzboa, die ihr lose über den Schultern hing. Und als Lorenzen nun zugeben mußte, daß seine Vermutung, es mit dem Modell zu tun zu haben, richtig sei, stieß er plötzlich in ein anderes Horn, indem er auf die Gruppe deutete: „Sehr schön, diese Nymphe, ja eh. Natur, Natur, man sieht es! Brachtkoll festgehalten, lieber Lorenzen, das soll wohl sein.“

Grete blähte sich und steckte dieses Lob für sich ein, denn sie merkte, wie er sie mit Wohlgefallen betrachtete.

Rensdahl lud die beiden Künstler zum Diner um drei Uhr ein, wobei man ja Gelegenheit haben werde, noch geschäftliche Dinge zu erörtern, und ging dann, hinausgedienert von Lorenzen, ohne nicht zuvor noch das Spiel seiner Glogäugen ermunternd an Grete zu üben. Draußen war er wieder anderer Meinung geworden. „Der Faun, wie gesagt, ja eh — unübertrefflich. Natürlich auch die Nymphe . . .“

„Kunststücke,“ knurrte Kempfen hinter ihm her, wohlweislich nur für sich allein.

Grete Schlemmer warf sich in den Lutherstuhl und strampelte vergnügt mit den Beinen, wobei sie sich ausschütten wollte vor Lachen. Und als Lorenzen wieder zurückgekehrt war, spielte sie ihr Theater weiter, das selbst für Kempfen in diesem Augenblicke etwas Verjöhnliches hatte. Unverschämt mederte sie los: „Ja eh, der Faun . . . ja eh, die Nymphe, eh, eh, eh, eh. Der spricht ja förmlich, eh, eh . . . und die, eh, die hat ja wunderschöne Beine. Ueberhaupt ein Faun und eine Nymphe, das sind zusammen ein Faun und eine Nymphe. Und die Nymphe, ja eh, die hat Hunger . . . und die Herren Künstler gehen zu Vordhardt, und die Nymphe, ja eh, die mit zur Kunst gehört, kann Lust schnappen.“

Unwillkürlich war sie in die Wirklichkeit umgeschlagen, mit dem Groll des schönen Kindes, das den viel bewunderten Körper auf den Kunstmarkt getragen sieht, ohne mehr als die Tagesbägen davon zu haben. Entrüstet stand sie auf und sagte wie beleidigt: „Ein Wort von Euch und er hätte mich auch eingeladen. Wenn ich dabei bin, wird's immer gemüthlicher. Ich merkte es schon, er hatte etwas für mich übrig. Was der für einen teuren Pelz trägt! Diesen Goldhonzeln möchte mancher von Euren Kollegen haben. . . . Ja, ja — ich halte schon den Mund,“ maulte sie dann Kempfen an. „Ach Sie —! Sie können ja kein Wort sprechen. Wenn Herr Lorenzen nicht wäre . . .“

Sie hatte gesehen, wie er ein Rad auf seiner Stirn drehte, während der Blonde immer nur lachte. „Na, dann denkt wenigstens an mich, wenn Ihr Eure Ausern schlürft: Das ist auch 'ne Kunst, die nicht jeder kann. Jawohl, Herr Kempfen! . . . Sonderbare Heilige seid Ihr doch. Ein Ateller, ein Geldbeutel und eine Bernarrtheit in Eure Kunst. Dieselben Stiefel habt Ihr auch schon getragen. Nur das selbe Weib fehlt noch. Aber vielleicht . . . Na, lieber nicht, denn dann kommt's immer anders . . . Adieu, die Herren Künstler.“ Und wieder mederte: „Eh, eh.“

Mit einem Kufhändchen auf Lorenzen flatterte sie hinaus und hinterließ nur eine große Duftwolke ihres Neseda. Heftig fiel die schwere Tür hinter ihr zu, so daß die alte verrostete Klingel leise erbebt.

Kempfen und Lorenzen konnten zufrieden sein: sie bewegten sich jetzt in aufsteigender Linie, denn ihre Zukunft war vorläufig gesichert. Wenn es ihnen Herr von Rensdahl nicht schon versichert hätte, so würden sie es auf alle Fälle durch den alten Lorenzen erfahren haben, der in einem langen Schreibebrief sein drangvolles Herz freudig darüber ausschüttete und dabei nicht vergaß, je einen Auschnitt des „Holtsteinischen Kurier“ und der „Kieler Zeitung“ beizulegen, in denen gehörig die Posaune über das neuentdeckte, bildnerische Talent geblasen wurde; über den jungen blonden Landsmann, der in dem überall angesehenen Herrn von Rensdahl einen wohlmeinenden Gönner gefunden habe und hoffentlich seiner Heimatsstadt dereinst große Ehre bereiten werde. Man freute sich bereits allgemein darauf, sein erstes selbständiges Werk, eine Faungruppe, recht bald in Kiel bewundern zu können.

Es war ein bißchen viel Tamtam dabei, so daß Lorenzen den Alten im Verdacht hatte, er habe sich selbst dahinter gesteckt, um den Klöpfel in Bewegung zu setzen; vielleicht aus besonderer Dankbarkeit für den hohen Herrn. Fast verstimmt es ihn ein wenig, daß man nur von dem Faun sprach, aber er ließ sich zu Kempfen nichts davon merken, was ihm auch um so leichter wurde, als dieser gleichgültig mit der Worten: „Das ist unter Kameraden ganz egal!“ darüber hinweggegangen war. Nur immer vorwärts, über die Füllseltsamere hinaus zu großen, unsterblichen Werken! Zu der „Kunststaplopie“, wie Walzmann das Höchste, das Uebermenschliche bewortet hatte. So ein bißchen Fragensesicht — du lieber Himmel, das müsse man eigentlich nach Feierabend machen, oder am Sonntagvormittag, wenn die Kirchengöhen beteten und nicht daran dächten, daß man auch im stillen Kämmerlein seinem Gott durch ein keusches Bildwerk Ehrfurcht vor der ewigen Allmacht beweisen könne!

Kempfen opferte denn jetzt auch täglich in diesem Sinne und knappte sich jede Stunde vom Scharwerk ab, um seine erste große Schöpfung aus dem Keim zum Wachsen zu bringen. Man hatte mit Rensdahl abgemacht, die beiden Gruppen zusammen abzuliefern, und so hatten die Freunde gehörig Bewegungsfreiheit und konnten ihre Zeit hübsch ein-

teilen. Während Lorenzen die Beda wieder vornahm und vorläufig gemächlich an dem Schwan herumfingelte, weil ihm Grete Schlemmer ausgeblieben war, ging Kempfen über seinen Löwen her, der, unter dem wuchtigen Stoß des Kämpferschwertes noch einmal aufbrüllend, am Boden liegend gedacht war, die rechte kraftlose Pranke erhoben zum herkulischen, nackten Mann, der siegesbewußt wie ein Gott auf ihn herabblüht, in Ruhe wartend auf das verlöschende Auge.

Im vergangenen Sommer hatte er von dem Direktor des Zoologischen Gartens die Erlaubnis erwirkt, auch im Ton seine Studien treiben zu dürfen; und so war er schon in aller Frühe zur Stelle, wenn das Publikum noch keinen Zutritt hatte oder doch erst spärlich sich in den Gängen verlor. Es waren Junge im großen Käfig, die ihre possierlichen Sprünge machten. Und wenn dann der mächtige Löwenwäter im Sande sich streckte, auf dem Rücken lag, oder manchmal vor Langeweile zu einem letzten Gähnen den Rachen aufriß, die Tazen noch erhoben zum Kosen mit den Sprößlingen, die soeben über ihn hinweggesetzt waren, dann brachte Kempfens Fingerfertigkeit reiche Ernte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Lebende und Sterbende.

Von Leo N. Tolstoi. Uebersetzt von Adolf Geh.

(Schluß.)

Die Soldatenfrau klettert vom Ofen herunter und bittet ebenfalls, ich solle mich bemühen, ihren Mann frei zu bekommen. Ich sage, daß ich das nicht kann, und frage, welche Habe ihr Mann zurückgelassen habe. Es ist nichts da. Das Land hat der Mann beim Fortgehen dem Bruder übergeben; dafür sollte er sie und die Kinder ernähren. Drei Schafe waren da, aber zwei sind bei der Abschiedsfeier der Rekruten draufgegangen. Geblieben ist, wie sie sagt, nur etwas Gerümpel, ein Schaf und zwei Hühner. Das ist alles. Die Schwiegermutter bestätigt ihre Worte.

Ich frage die Soldatenfrau, woher sie stammt. Aus Serjewoistoi. Das ist ein großes, reiches Dorf, 40 Werst von uns. Ich frage, ob Vater und Mutter noch leben, und wie es ihnen geht? — Sie sagt: gut.

„Warum ziehst Du nicht zu ihnen?“

„Das habe ich auch gedacht. Aber ich fürchte, sie nehmen uns zu biert nicht auf.“

„Vielleicht doch. Schreib ihnen. Wenn Du willst, schreibe ich.“ Sie ist damit einverstanden; ich notiere mir die Namen ihrer Eltern.

Während ich mit den Frauen spreche, tritt das älteste Kind der Soldatenfrau, ein dickbäuchiges, kleines Mädchen, an sie heran, zapft sie am Aermel und bittet um etwas — wahrscheinlich will das Kind essen. Die Frau spricht mit mir, achtet nicht darauf. Das kleine Mädchen zapft noch einmal und murmelt etwas.

„Seid ihr denn gar nicht satt zu kriegen?“ schreit die Frau und schlägt das Kind an den Kopf.

Das Mädchen fängt laut an zu brüllen. Als ich hier fertig bin, gehe ich zur Witwe mit dem Kalbe.

Sie erwartet mich schon vor dem Hause und bittet mich wieder, nach dem Kalbe zu sehen. Ich trete ein. Auf der Diele steht wirklich das Kalb. Sie bittet mich, es anzusehen. Ich sehe es an und merke, daß das Leben der Witwe so sehr an dem Kalbe hängt, daß sie sich gar nicht vorstellen kann, daß es mich nicht interessiert.

Als ich es betrachtet habe, gehe ich ins Haus und frage: „Wo ist die Alte?“

„Die Alte?“ fragt die Witwe zurück. Sie ist offenbar erstaunt, daß mich nach dem Kalbe noch die Alte interessieren kann.

„Auf dem Ofen. Wo soll sie sonst sein?“

Ich trete zum Ofen und begrüße die Alte.

„A — ach!“ antwortet mir eine schwache, heisere Stimme. „Wer ist da?“

Ich nenne meinen Namen und frage, wie es ihr geht.

„Wie kann es mir gehen!“

„Lut etwas weh?“

„Ach, alles! A — ach!“

„Bei mir ist ein Doktor; soll ich den holen?“

„Dochter? Ach, was soll mir Dein Dochter? Bleibe mit mir mit Deinem . . . A — ach!“

„Sie ist schon so alt,“ meint die Witwe.

„Doch nicht älter als ich?“ sage ich.

„Wieso? Viel älter. Die Leute sagen: neunzig. Ihr fällt schon alles Haar aus. Neulich habe ich sie geschoren.“

„Warum denn geschoren?“

„Es fällt ja alles aus; da habe ich es abgeschritten.“

„A — ach!“ höhnt die Alte wieder. „Ach, Gott hat mich verlassen. Nimmt meine Seele nicht zu sich. Er nimmt sie nicht, und von selbst geht sie nicht. A — ach! Sicher wegen meines

## Martini.

Sünden. Und nicht einmal die Kehle kann man anfeuchten. Wenigstens noch einmal Tee trinken! A — ach!

Der Arzt kommt; ich verabschiede mich; wir gehen auf die Straße, setzen uns in den Schlitten und fahren in das kleine Nachbar-dorf, zum letzten Krankenbesuch. Gestern hat man nach dem Arzt geschickt. Wir gehen zusammen in die Hütte. Eine kleine, aber saubere Stube; in der Mitte eine Wiege, die von einer Frau stark geschaukelt wird. Am Tisch sitzt ein Mädchen von acht Jahren, das uns erstaunt und erschreckt anblickt.

„Wo ist er?“ fragt der Arzt nach dem Kranken.

„Auf dem Ofen,“ sagt das Weib, immerfort die Wiege schaukelnd.

Der Arzt steigt auf die Bank, stützt den Ellbogen auf den Ofen, beugt sich über den Kranken und nimmt etwas mit ihm vor.

Ich trete zum Arzt und frage ihn, wie es dem Kranken geht. Er antwortet nicht. Ich steige ebenfalls auf, schaue in die Dunkelheit und unterscheide allmählich den zottigen Kopf eines Menschen auf dem Ofen. Ein drückender, übler Geruch geht von dem Kranken aus. Er liegt auf dem Rücken; der Arzt fühlt seinen linken Puls.

„Was macht er, geht es schlecht?“ frage ich.

Der Arzt antwortet nicht; wendet sich an die Wirtin. „Zünd die Lampe an!“ sagt er.

Die Frau ruft das kleine Mädchen, läßt sie die Wiege schaukeln, zündet selbst die Lampe an und reicht sie dem Arzt. Ich steige herunter, um ihn nicht zu stören. Er nimmt die Lampe und setzt seine Untersuchung am Kranken fort.

Das Mädchen schaut auf uns, schaukelt die Wiege nicht stark genug, und das Kind fängt jämmerlich und durchdringend an zu schreien. Die Mutter stößt das Mädchen ärgerlich zurück und beginnt selbst wieder zu schaukeln.

Ich trete nochmals zum Arzt und frage wieder: „Was macht der Kranke?“

Der Arzt sagt mir, immer noch beschäftigt, ein Wort.

Ich habe nicht verstanden, was er gesagt, und frage noch einmal. „Agonie,“ wiederholt er, klettert schweigend hinunter und stellt die Lampe auf den Tisch.

Das Kind schreit ununterbrochen kläglich und eigensinnig.

„Ist wohl schon tot?“ meint die Frau, als ob sie das Wort des Arztes verstanden habe.

„Noch nicht, aber es dauert nicht mehr lange.“

„Muß ich wohl zum Popen schiden?“ fragt sie unzufrieden und schaukelt dabei das schreiende Kind immer stärker. „Wenn noch jemand zu Hause wäre; aber jetzt fahren alle Holz!“

„Ich habe hier nichts mehr zu tun,“ sagt der Arzt, und wir gehen hinaus.

Später erfuhr ich, daß die Frau jemanden zum Popen schickte und daß der Pöpe dem Sterbenden noch eben das Abendmahl reichen konnte.

Wir fuhren nach Hause und schwiegen. Ich glaube, wir hatten beide dieselben Gedanken.

„Was fehlte ihm?“ frage ich.

„Lungenentzündung; ich hatte ein so schnelles Ende nicht erwartet; ein mächtiger Organismus, aber schwere Komplikationen. 40 Grad Fieber, draußen 5 Grad Kälte, da geht er und geht sich hin.“

Wir schwiegen wieder und fahren schon ziemlich lange.

„Ich habe weder Bett noch Kissen auf dem Ofen bemerkt,“ sage ich.

„Gar nichts,“ erwidert der Arzt und fährt dann, meine Gedanken erratend, fort:

„Gestern war ich in Kr. bei einer Wächnerin. Zur Untersuchung mußte man sie ausgestreckt hinlegen. In der Hütte war kein Platz dafür.“

Wir schwiegen wieder und haben wahrscheinlich dieselben Gedanken. Schweigend fahren wir nach Hause. An der Treppe hält ein prächtiger Zweierzug vor einem Teppichschlitten. Stattlicher Kutscher in Pelz und Pelzmütze. Da ist mein Sohn von seinem Gut gekommen. —

Dann sitzen wir am Mittagstisch mit zehn Gedecken. Ein Platz ist leer. Das ist der der Enkelin. Sie ist heute nicht ganz wohl und ist bei der Wärterin. Für sie ist ein besonders kräftiges Essen bereitet: Bouillon mit Sago.

Beim Essen — vier Gänge mit zwei Sorten Wein, zwei Diener, Blumen auf dem Tisch — wird eine lebhaft Unterhaltung geführt.

„Woher sind die herrlichen Rosen?“ fragt mein Sohn.

Meine Frau erzählt, die Blumen seien aus Petersburg von einer Dame anonym gesandt.

„Solche Rosen kosten 1½ Rubel das Stück,“ sagt mein Sohn, und erzählt, wie man bei einem Kongert oder einer Vorstellung die ganze Bühne mit solchen Blumen überschüttet habe. Das Gespräch geht auf Musik und einen bedeutenden Kunstkennner und Mäcen über.

„Was macht denn seine Gesundheit?“

„Immer nicht gut,“ fährt wieder nach Italien. Erstaunlich, wie er sich dort jeden Winter erholt.“

„Die Reise ist aber doch recht lang und anstrengend.“

„Wieso? Mit dem Express 39 Stunden.“

„Doch lang.“

„Wart nur, jetzt fliegen wir bald . . .“

Die Bedeutung, die heute Weihnachten im deutschen Volksleben genießt, hatte bis zum 14. Jahrhundert die Martinfeier besessen. Während Weihnachten dem deutschen Volke von der Kirche nur mühselig aufgebracht werden konnte, gehen die Wurzeln der Martinfeier bis in die graue Vorzeit zurück. Anfang bis Mitte November, je nach den klimatischen Verhältnissen, fiel in Europa mit Beendigung der Ernte auch von jeher das Ende des Wirtschaftsjahres. Daher ist dieser Zeitpunkt bei allen europäischen Völkern mit entsprechenden Feierlichkeiten, sowohl materieller als religiöser Art, verknüpft gewesen. Die Griechen feierten z. B. die Bendemäe zunächst als Kultfeier zu Ehren Askulaps, in materieller Hinsicht war es die herbstliche Wingerfeier zu Ehren des neuen Weines, der an diesen Festen als neuer Most zum ersten Male probiert wurde. Bei den Römern gestalteten sich die Herbstfeste auch in kultureller Beziehung immer mehr zu Wingerfesten, der Bacchusdienst verdrängte den Herkuleskult. Im Jahre 281 n. Chr. führte Kaiser Probus jenen offiziell ein, nach hartem Kampfe mit den Herkulespriestern, die z. B. den Kaiser Domitian veranlaßt hatten, den Bacchusdienst zu verbieten und alle Weinreben zu vernichten.

Bei den Germanen war die in den November fallende Ernte- und Dankfeier die wichtigste im ganzen Volksleben. In den alten Zeiten der Weidewirtschaft unterschieden die Germanen nur zwei Jahreszeiten, den Frühling und den Winter als Anfangs- und Endpunkte des Weideweges. März und November sind denn auch immer die Zeitpunkte der großen altgermanischen Stammesfeste gewesen und geblieben. Und welcher Zeitabschnitt des damaligen Wirtschaftslebens hätte sich wohl auch besser zur Stammesfeier geeignet als Anfang und Ende einer neuen Arbeits- und Wirtschaftsperiode? In der einen verkörperte sich die Hoffnung, in der anderen die Freude über das Gelingen all der aufgewendeten Mühe und Arbeit. Der letztere gab auch der altgermanischen Novemberfeier den so nötigen materiellen Hintergrund. Denn das Ende des Weideweges war auch die Zeit des großen allgemeinen Schlachtens. Bevor die Germanen sesshaft geworden, fehlte es ihnen ebenso sehr an Winterställen als an Winterfutter, um die vermehrten Viehbestände durch die knappe Jahreszeit bringen zu können. Dies galt vor allem für das Hauptnahrungsmittel der alten Germanen, das Schwein. Im September wurden damals die Schweineherden, wie dies auch noch bis zum 18./17. Jahrhundert der Fall war, in die Wälder zur Eicheln- und Bucheckernmast getrieben, und war diese Anfang November vorbei, wurde ganz gewaltig unter ihnen aufgeräumt. Gegen Ende des Monats kam dann das Großvieh, Rind und Kof, sowie die bis dahin aufgesparten Zuchteber an die Schlachtreihe. So war bei den Germanen der November neben der eingetretenen Wirtschaftsunruhe die Zeit des quellenden Ueberflusses, kein Wunder, daß unsere Vorfahren gerade jene Zeit benutzten, um nach Kräften lustig und fröhlich zu sein, ehe der harte, lange Winter sie in ihre Hütten hantte und zu schmaler Kost verurteilte. Ehe Wege und Stege gänzlich unwegsam wurden, traten die Stammesgenossen dann auch noch einmal zur Regelung der Stammes- und Markengeschäfte zusammen und einten sich zu einer letzteren größeren gemeinsamen Kultfeier.

Der Uebergang zum Ackerbau und zum Christentum raubte der Novemberfeier nichts von ihrer Bedeutung im germanischen Festleben. Wohl schon sich, als die Erbhafigkeit die Errichtung aus-reichenderer Stallung und Beschaffung von Winterfutter ermöglichte, die Schlachtzeit für einen Teil des Großviehes bis in den Dezember, ja Januar hinaus. Aber auch für die Feldwirtschaft blieben Fastnacht und Martini die zwei wichtigsten Stappen im landwirtschaftlichen Betriebsleben. Zu Martini zog der Bauer seinen Pflug in den Hof, zum Zeichen, daß nunmehr alle Feldarbeiten beendet, um ihn erst zu Fastnacht wieder hinauszuziehen. Die Ernte ruhte in den Scheuern und der Landmann fand nunmehr reichlich Zeit und Muße, sich nach soviel Mühe und Plage der Früchte seiner Arbeit und seines Fleißes zu freuen. In diese Zeit der Ruhe und des Feierns fiel dann auch im Mittelalter, wie vordem in der altgermanischen Vergangenheit, die Erledigung fast aller für den Bauern wichtigen Geschäfte. Im November war der Termin der gegenseitigen Abrechnungen, die Ablieferung der Zinsen und Beden, besonders die an lebendem Vieh; daher die Martinsrinder, die Martinshühner und Gänse. In den Gemeinden wurde die Gemeinderrechnung abgelegt, die Gemeinde- und Flurbeamten neu gewählt, die „Gegemahlzeiten“ gehalten. Die herbstlichen Gerichtstage der Hof- und Markgenossenschaft fanden statt und das Gefinde wurde abgelohnt oder neu angenommen.

Die Kirche hatte sich inzwischen den vorgefundenen Verhältnissen insoweit anbequem, als sie der altgermanischen Novemberfeier in der Person des heiligen Martin einen christlichen Kultheiligen aufgedrängt hatte. Damit wurde der 11. November zum Mittel- und Zentralpunkt der bisher zeitlich nicht genau fixierten Feierlichkeiten. An dem ursprünglichen Zwecke der Feier, dem Herbstdankfeste und seinem materiellen Hintergrund änderte natürlich auch das Christentum nichts. Nach wie vor blieb Martini dem Volke ein Freuden- und Gemütsfest, an dem Essen und Trinken im Vordergrund der ganzen Handlung stand. Daher witterte denn auch die Kirche, so im sechsten Jahrhundert die Synode von Argerre, gegen die heidnischen Schmäuse und Gelage, gegen das ganze heidnische Wesen, das überall bei der Feier ganz unverbunden zutage trat. Trotz aller Unterdrückungsversuche der

Kirche blieben bei der christlichen Martinfeier alle Traditionen der Vergangenheit im Volksbewußtsein lebendig und in voller Uebung. Und zwar oft in einer ganz seltsamen Mischung, bei der altrömische und altgermanische Festzeiten und Festgebräuche friedlich nebeneinander herliefen. In den Gegenden, denen von den Römern der Weinbau gebracht worden war, lebte der römische Bacchusdienst durch die christlichen Jahrhunderte hindurch fort. So ernannten die Weingärtner von Bacharach a. Rhein zur Zeit der Traubenlese die sieben Trinker oder gute Gesellen, deren Aufgabe es nicht nur war, zur Feier der Traubenlese das in uralter Ueberlieferung seit Jahrhunderten gefeierte „Bacchusfest“ durchzuführen, sondern auch das Straf- und Mißgeamt zu vollziehen, über alle Dinge und Streitigkeiten, die den Weinbau betrafen. Wehlich feierte man den Bacchusdienst zu Vitry bei Paris, dessen sieben Vorsteher die sieben Weisen genannt wurden. In allen Weingegenden war die Martinsfeier vor allem Winzerfeier. An diesem Tage probte man erstmalig den neuen Most, und zwar allgemein dermaßen gründlich, daß dieser Tag das ganze Mittelalter hindurch ein einziges großes Bacchanale war. Man trant untereinander die „Martinsmünne“ zur Erneuerung der alten und zur Besiegelung der neu geschlossenen Freundschaften. Am Martinstage nüchtern zu bleiben, galt dem Mittelalter als Schande. Im Jahre 1179 verloren die Kreuzfahrer Joppe an die belagernden Sarazenen, weil der Martinsfeier wegen im christlichen Verteidigungsheere alles total betrunken war.

Wie allgemein in allen Bevölkerungsklassen, städtischen und ländlichen, des Mittelalters die Martinsfeier war, bezeugt zum Beispiel Sebastian Brand in seiner 1588 zu Augsburg erschienenen „Germania oder Chronica des ganzen teutschen Landes“, indem er schreibt, „St. Martins Fest celebrirt diß völd wunder efrlich; ersilich loben sie Martin mit gutem Wein, gansen biß sie voll werden. Unselig ist das Gauß, daß nicht auff diese Nacht ein Gauß zu essen hat; da zepffen sie ihre neue Wein an, die sie bis her behalten haben“. Die Gans, die ja noch heute der typische Martinbraten ist, hatte also schon zu Seb. Brands Zeiten das altgermanische Schwein als Opferbraten fast vollständig verdrängt. Der Volksmund der Vergangenheit feierte denn auch die Martinsgans in freudigem Gedenken an die fettriefenden Genüsse, die ihm jene bescherte, in einer Anzahl von Versen und Liedern, deren jede Gegend fast eine besonders charakteristische Art aufzuweisen hat.

Neben dem besonderen Festbraten erscheint am Martinstage das besondere Festgepäd, das auch heute noch in den verschiedensten Variationen, je nach der Gegend, ganz regelmäßig gebacken wird. So die „Martinshörner“ in Schlesien, in Sachsen, in Thüringen, die „Martinszöpfe“, die „Martinskrapsen“, die „Martinbrostollen“ in Straßburg, die „Martinsweden und Schiffchen“ in Schwäbischen usw. Sie wurden den eigenen Hausgenossen, den Kindern, dem Gesinde oder wer irgend davon heischte, auf das freigebigste ausgeteilt.

Dem neben Gastfreundschaft war Gebefreudigkeit eine der charakteristischen Begleiterscheinungen des Martinsfestes. Daher wurde denn auch der Martinstag besonders in den Gegenden, in denen der Winter frühzeitig einsetzte, im früheren Mittelalter, ehe das Weihnachtsfest seine Rolle einnahm, für die Kindervelt zum allgemeinen Schenkungs- und Weckerungstage. Man reichte den Kindern Kuchen, Äpfel, Nüsse, Spielzeug und was sonst ein Kinderherz erfreuen mochte als einfache Gabe oder nach landesüblicher Sitte und Gebrauch, auf die verschiedenartigste Weise. Die Kinder der Halloren stellten z. B. am Vorabende des Martinstages Wasserkrüge in die Saline, wobei sie sangen: „Martheine, Martheine — — Nach das Wasser zu Weine“. Am anderen Morgen waren die Krüge mit Most gefüllt, von Martinshörnern und sonstigen Geschenken bedeckt oder umgeben.

In den meisten deutschen Gegenden trat der heilige Martin in eigener Person den Kindern gegenüber als Geber auf, die artigen Kinder beschenkend, die unartigen aber bestrafend. Die Gestalt, in der er dabei erschien, war aber nicht die eines christlichen Kultheiligen, sondern vielmehr die Personifikation des altgermanischen Wintergottes! Nach altem Volksglauben hielt ja auch zu Martini der Winter seinen Einzug. Im Schlesienschen sagte man z. B. „zu Martini kommt der Winter auf einem Schimmel geritten“. Der Schimmel ist dabei altgermanische Botansreminiszenz, denn nach germanischer Auffassung zog Botan auf weißem Rosse durch das Land, das Haupt bedeckt mit einem großen Hute, den Leib gebüllt in einen weiten, dunkelfarbigen Mantel, begleitet von der Freya (der Saatensüßlerin, Hausgöttin), dem Donnar (Gewittergott) und dem Frös (Gott der Fruchtbarkeit). Botan galt unserer Altvorderen als der große und gütige „Bunscherfüller“. Die Rolle des „Bunscherfüllers“ der Kindervelt gegenüber spielen auch alle die ihr großes Vorbild symbolisierenden Martinsspender, die in der Gegenwart und der Vergangenheit auftreten. So der Knecht Ruprecht, der schon zu Martini seinen Kundgang durch die Kindervelt tritt, der Pelzmärte oder Kloss im Schwäbischen oder wie sie sonst heißen mögen, alle die durch Pelz und Schellengellengel den Winter verkörpernden Kinderbegluder.

Altgermanisch ist neben dem Opferfeuer, das hier und da am Rheine und in einigen Schweizergegenden, z. B. am Zürichsee, am Abend des Martinstages noch auflodert, auch der Ursprung des Aberglaubens, der sich so vielfach bis in die Gegenwart hinein um den Martinitag rankte. Denn wie die Osters-, Pfingst- oder Johannis-

nacht brachte auch die Martinnacht Glück und Segen und Neß in die Zukunft schauen, besonders in allen Herzensangelegenheiten, deshalb ging früher in Bayern der heiratstüchtige Burck kurz vor Mitternacht rund um sein heimatliches Dorf. Dann erschienen ihm alle heiratstüchtigen Mädchen im Traume und die ihm bestimmte Zukünftige reichte ihm eine Rose. Im Brandenburgischen gingen am Martinsabend Liebesleute in den Garten und schnitten einen Zweig. Griente er im Wasser fort, dauerte auch die Liebe an. Versdorrt er aber schnell, so wurde nichts aus der Heirat.

Eine besondere Bedeutung für den Bauern und Landmann gewann der Martinitag auch als Witterungsprophet. In Ermangelung meteorologischer Berichte galten sie dem Bauern der Vergangenheit als unfehlbar. So hieß es im Volksmunde z. B. „wenn am Martini Rebel sind, so wird der Winter meist gelind“, „Martins Schnee, tut den Früchten weh“ und andere mehr.

A. Adé.

## Kleines feuilleton.

### Aus dem Pflanzenleben.

Lebensverlängerung einjähriger Pflanzen. Als einjährige Pflanzen oder Annuellen bezeichnet man in der Botanik solche Gewächse, die in demselben Kalenderjahre blühen, fruchten und absterben, in dem sie zur Keimung gelangten. Die Bezeichnung ist insofern nicht ganz treffend, als die Pflanzen nicht, wie man wohl vermuten könnte, ein Jahr alt werden, sondern meist nur wenige Monate leben. Die Lebensdauer mancher dieser Annuellen ist so kurz, daß dergleichen Pflanzen in einem Kalenderjahre nicht selten zwei oder drei Generationen hervorbringen, ja selbst das Entstehen einer vierten Generation ist keine große Seltenheit. Das manche Gartenunkräuter, wie beispielsweise das einjährige Wiegelfraut und die Sternmiere, fast unaussrottbar erscheinen, ist zum großen Teil darin begründet, daß dergleichen Pflanzen eine schnelle Generationsfolge besitzen. Bei den meisten einjährigen Pflanzen liegen aber die Verhältnisse so, daß der in einem Jahre gezeugte Samen viele Monate der Ruhe bedarf und erst im folgenden Jahre zur Keimung gelangt. Die Pflanzen selbst gehen aber jedesmal nach der Samenreife zugrunde, sie haben ihren Lebenszweck, Nachkommenschaft zu zugen, erfüllt.

In der Samenerzeugung erschöpft sich die Lebenskraft der Annuellen. Sobald nun die Samenerzeugung verhindert wird, bleibt die Lebenskraft erhalten, und diese äußert sich sobald dadurch, daß die Pflanze immer aufs neue versucht, ihren Lebenszweck doch noch zu erfüllen. So kann man die bekannte Reseda jahrelang im Topfe in Vegetation erhalten und aus der sonst einjährigen krautigen Pflanze ein mehrjähriges holziges Gewächs erzielen, wenn nur dafür gesorgt wird, daß die Pflanze keinen Samen ansetzt. Man braucht nur die Blumen jedesmal abzuschneiden, bevor Befruchtung eintritt. Die Pflanze verwendet dann alle Stoffe, die normalerweise zur Samenbildung erforderlich sind, zu neuen Baustoffen; die krautigen Stengel verholzen und stänbig werden neue Triebe erzeugt. Auch in der Natur retten sich bisweilen einjährige Pflanzen unter besonders günstigen Umständen in das folgende Jahr hinüber, wenn sie im Jahre ihrer Geburt keinen Samen mehr hervorbringen konnten.

h. h.

### Physikalisches.

Ein Mikroskop für das Ohr. Es ist eigentlich ein Widerspruch, wenn man von einem akustischen Mikroskop sprechen wollte, weil in dem Begriff des Mikroskops die Bestätigung des Auges vorausgesetzt ist. Dennoch ist ein solcher Ausdruck jetzt mit Bezug auf phonographische Aufzeichnungen angewandt worden. Die größte Sammlung dieser Art besitzt bisher die Akademie der Wissenschaften in Wien, und der besondere Ausschuß, der mit der Verwaltung und Erweiterung dieses eigenartigen Archivs betraut ist, ist jetzt eifrig bestrebt, zunächst eine möglichst vollständige Zusammenstellung aller Sprachen und Dialekte zu beschaffen. Zu diesem Zweck sollen der Reihe nach alle Länder bereist und untersucht werden. Zuerst erste wird man sich selbstverständlich vorzugsweise auf Europa beschränken, und zwar hat der Wiener Ausschuß bei seinen Forschungen dem Gebiet von Schweden und Norwegen den Vorrang gegeben. Die Studien sollen aber nicht nur für die Zwecke der Sprachengeschichte und der Kulturwissenschaft dienen, sondern auch zur Förderung der physikalischen Wissenschaft. In dieser Hinsicht gewinnt der erwähnte Begriff des Phonographen als eines akustischen Mikroskops eine Bedeutung, weil dieser Apparat seine Aufzeichnungen in tausendfacher Vergrößerung festhält. Dadurch wird ein unschätzbares Vergleichsmaterial für die Ergündung der schwierigen Frage geliefert, wie die verschiedenen Geräusche und Klänge und insbesondere die Laute der Sprache zustande kommen. Ein Beispiel der jüngsten Erfahrungen auf diesem Gebiete zeigt, daß man auch zur Feststellung von Unterschieden und Ähnlichkeiten zwischen tierischen und menschlichen Lauten gelangen wird. Es ist den Naturforschern längst aufgefallen, daß beim Quaken der Frösche ein Laut, der dem „a“ unserer Sprache entspricht, auftaucht. Die phonographische Untersuchung hat nun deutlich bekundet, daß das „a“ der Frösche ein Laut mit vielen kurzen Unterbrechungen ist, die nur so schnell aufeinanderfolgen, daß das menschliche Ohr sie nicht wahrzunehmen vermag. Auch die krankhaften Sprachstörungen werden durch das akustische Mikroskop am besten erkannt werden können.